Noch wie in Grenzertagen!

Malerische Transportverhältnisse in unserem Südwesten. — Alte und modernste Zeit begegnen sich. — Maulthierkarawanen und Palastwaggons! — Des Bergbauers bester Freund. — Cowboys und Indianer in alter Glorie.

Außer den Fragen des nationalen Lebens hat es in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts keine wichtigere Frage in den Ver. Staaten gegeben, als diejenige des Menschen- und Gütertransports im weitesten Sinne. Kein Kundiger bezweifelte die Angaben über die gewaltigen noch schlummernden Reichthümer in unserem großen Lande; aber ob und wie sich die zulänglichen Einrichtungen schaffen ließen, um alle diese Reichthümer überallhin zu Markte zu bringen und so einen erfolgreichen Mitbewerb mit den entsprechenden Erzeugnissen Europas aufzunehmen, das war eine schicksalsschwere Frage! Und ihre glänzende Lösung bildete einen der Hauptfaktoren für das Aufsteigen der Ver. Staaten zu einer geschäftlichen Großmacht, von der Viele sogar glauben oder fürchten, daß sie alle anderen aus dem Felde schlagen werde.

Wie unbeträchtlich war noch am Schluß des Bürgerkrieges die gesammte Eisenbahn-Meilenzahl in unserem Lande, — und in den vierzig Jahren seitdem hat sie sich um 1000 Prozent vergrößert, dermaßen, daß diese Geleise heute genügen könnten, die ganze Erde mit einem neunfachen Strang doppelter Stahlschienen zu umgürten! Ohne Zweifel hat das Dampfroß selbst nach den fernsten Winkeln dieses ungeheuren Land-Areals Civilisation getragen, tiefgreifende Lebensumgestaltungen hervorgerufen und mehr, als alles andere, ausgleichend und vereinheitlichend in dem großen Völker- und Menschenteig gewirkt. Aber man möge sich von seinen Eroberungen keine zu weitgehende Vorstellung machen! Wundervoll, wie sie sind, haben sie noch viele Lücken, und nirgends so viele, wie im Südwesten.

* * *

In Arizona besonders reichen sich die Neuzeit und die Vergangenheit auf allen Stufen — sogar vorgeschichtlichen — die Hände, und der Strom des modernsten Lebens rauscht vielfach nicht blos an verwitterten Trümmern, sondern auch an recht lebendigen Ueberbleibseln der ursprünglichen Verhältnisse vorbei. Aber in hohem Maße ist dies auch in New Mexiko der Fall. Damit soll diesen beiden Territorien, welche jetzt so lebhaft an den Pforten der Bundesgesetzgebung um Zulaß als neue Staaten pochen, durchaus kein Rückständigkeits-Zeugniß ausgestellt werden. Sie haben ihr redliches Theil am allgemeinen Fortschritt, und die lebendigen Reste der Vergangenheit geben ihnen kein armseliges, sondern nur ein bunteres und darum desto interessanteres Gewand!

Noch manche der entlegenen oder schwer zugänglichen Gegenden, namentlich in den Gebirgen, zeigen die alten und malerischen Verkehrs- und Transport-Verhältnisse der Grenzer- und Pionierzeit in voller Blüthe, und sie schieben sich da und dort so weit an das neuzeitliche Getriebe heran, daß der Reisende auf der Santa Fe- oder der Southern Pacificbahn sie unmittelbar neben sich sehen kann. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, vom Palastwaggon aus, zu dessen Vervollkommnung Dampf und Elektricität gemeinsam beigetragen haben, von Zeit zu Zeit lange Maulthierkarawanen mit ihrem Wagenpark sich langsam bergaufwärts bewegen oder ein ganzes Rudel Burros, mit allen möglichen Dingen hoch beladen und unter der Obhut von Indianern oder Weißen, kommen und gehen zu sehen, wozu noch die vielerlei merkwürdigen alten Karren und andere, noch ursprünglichere Gefährte kommen. Das Alles ist zwar zum Aussterben bestimmt, im selben Verhältniß, in welchem die Besiedelung dichter wird; aber es wird jedenfalls damit noch geraume Zeit vergehen, ebenso wie die Postkutschen und die echten „Rindslümmel" aus diesen Regionen nicht so schnell weichen werden.

So ehrwürdig alt die Maulthierkarawanen neben dem Eisenbahnzug sich auch ausnehmen, so bilden sie doch keineswegs die älteste Form des Massentransports. In jenen fernsten Grenzertagen, als Arizona und New Mexiko noch gar nicht auf der Landkarte standen, und der wilde, blutdürstige Apache noch so gut wie unbehindert über den Wüstenreisenden herfiel, mit Blutlachen und den schwarzen Trümmern verbrannter „Prairie-Schooner" seine Pfade bezeichnend, da waren es gewöhnliche Stiergespanne, welche für den Frachtverkehr über die Oedländereien herhalten und die Bedürfnißgegenstände des Pioniers transportiren mußten. Nur allmählich ist das Stiergespann aus diesem Verkehr verschwunden und hat dem Maulthiergespann Platz gemacht; denn letztere Thiere eignen sich für diese Regionen am besten und kommen dem Stier nicht nur an Ausdauer mindestens gleich, sondern übertreffen ihn auch an Schnelligkeit.

Auf dem berühmten alten Santa Fe- und dem Sonora-Pfad schwärmte es zu Zeiten von Frachtpartien, die sich durch den windbewegten Wüstensand nach den, sehr spärlich besiedelten Flußthälern zu bewegten. Es waren geradezu Urgethüme von Wagen, welche sie bei sich hatten, und nicht selten waren 24 Maulesel erforderlich, um zwei solche, an einander gebundene Wagen vorwärts zu ziehen! Mit den Eisenbahnzügen konnten sie natürlich nicht concurriren, — aber noch lange nach dem Legen der Bahnstrecke hatten jene Frachtkarawanen, wenn sie von Punkten kamen, die keine Schienenverbindung hatten, das anerkannte Wegerecht. Immer enger ist zwar ihr Thätigkeitsgebiet geworden; doch noch immer bildet in vielen Theilen des Westens, ganz besonders nach neuen Bergbauerlagern hin, der Maulthier-Frachtdienst die vorherrschende Methode sowohl zur Beförderung von Erz nach Orten, wo es eingeschmolzen werden kann, wie auch zur Mitnahme aller erforderlichen Lagervorräthe auf dem Rückweg. Bis das Bauen von Bahnen in allen den betreffenden Richtungen lohnend genug wird, hat es zum Theil noch gute Wege.

Vielleicht noch länger, als dieser altmodische Massentransport, wird sich der Einzeltransport behaupten; ja er wird wohl nie ganz schwinden. Der einzelne Bergbauer, der auf irgend einem bescheidenen Anspruchsstückchen seinen Goldstaub ausschwemmt — wenn er welchen findet — begnügt sich damit, sich ein Pack-Burro, höchstens zwei, zu halten, um Alles, was er zum Leben und Arbeiten auf ein paar Monate braucht, in's Gebirge hinauf zu befördern. Und er hat in der That keinen besseren Freund, als dieses geduldige und ausdauernde kleine Grauthier, das man in Goldgräberkreisen auch gerne den „Kanarienvogel der Felsgebirge" nennt, so wenig auch seine Stimme an die des Kanarienvogels erinnert. Diese, kaum dem Zustand der Halbwildheit entwachsenen Packesel des Südwestens tragen eine erstaunlich große Last, die natürlich kunstgerecht festgebunden sein muß, und sie müssen alles Erdenkliche transportiren, was in der Lebenssphäre ihres Herrn überhaupt vorkommt, — von den Brettern zum Bauen eines Schwemmtroges bis zu Spitzärten, Schaufeln, Dynamit, Whisky, Trinkwasser, Mehl, Bohnen, Speck, und nicht zu vergessen! auch Zeitungen und Magazine, ohne die der Erzwühler in seiner Gebirgseinsamkeit nicht ganz sein will.

Und damit ist ihr Werth noch nicht erschöpft. Sind sie da oben auf dem Glücks-Jagdgrund eingetroffen, so können sie auch sehr gut dazu verwendet werden, den Schienenwagen des Bergmannes auf der nothdürftig gebaute Trambahn aus dem Tunnel herauszuziehen oder die Eimer voll Erde emporzuwinden. Kurzum, so ein Burro ist ein vierbeiniger Tausendsassa. Dabei sind seine Ansprüche sehr gering; sein Futter sucht er sich größtentheils selbst, und wenn der Bergbauer gerade keine Verwendung für seinen Dienst hat, läßt er es ruhig auf dem Bergrücken frei herum fouragiren; denn er weiß, verloren geht es ihm nicht, und er kann es jederzeit finden, wenn er es braucht. Da ist doch die Bedienung eines Dampfrosses eine weit umständlichere, und seine Leistungsfähigkeit im Einzelnen eine viel beschränktere!

Uebrigens ist das Burro auch in den Thälern sehr gesucht für allerhand Zwecke. Ganz besonders wird ein großer Theil des Holzes — da und dort das ganze — welches die steilen Bergpfade herab transportirt und unten in den Städten oder Flecken zu Markte gebracht wird, auf dem Burro-Rücken befördert. Der Reisende, der z. B. das Vergnügen hat, nach Santa Fe zu kommen und in den geschäftigen Stunden die geschichtlich berühmte alte „Plaza" zu besuchen, kann da oft ein Halbhundert oder mehr Burros, sämmtlich mit Brennholz beladen, in der Sonnengluth herumstehen sehen; ihre Herren scheinen verschwunden zu sein; aber sie schlendern gemächlich im Städtchen herum und bieten ihr Brennholz zum Kauf an, zu 25 Cents die Ladung. Diese Brennholzhändler sind beinahe ohne Ausnahme Tesuque-Indianer; sie machen sich das Leben nicht gar zu sauer, ebenso wenig wie die Maricopas oder die Pimas, oder auch die schläfrigen Mexikaner. Alle diese bedienen sich am liebsten des Burros, nicht nur als Last-, sondern auch als Fahr- und sogar Reitthieres, während der Weiße zu letzterem Zweck doch lieber einen regelrechten Renner haben will. Aber wozu sollen sich Menschenkinder, die für Alles sozusagen hundert Jahre Zeit haben, und deren ganze Lebensphilosophie sich in dem einen Worte „manana" (morgen) wiederspiegelt, besonders beeilen? Mag das Dampfroß ihnen an der Nase vorbeisausen, — sie nehmen es nie in Anspruch, wenn sie es vermeiden können. Uebrigens sind sie der Eisenbahn nicht gerade ungünstig gesinnt: führt sie ihnen doch auch manche Touristen zu, welche sich mit indianischen Bogus-Alterthümern u. dergl. über den Löffel barbieren lassen!

* * *

Noch in manchen anderen Beziehungen blüht in diesen Regionen die alte Zeit hart neben der neuen in ziemlich ungetrübter Herrlichkeit, wenn sie auch vielleicht weniger Geräusch macht.

Gleich dem schwerfälligen langen Rumpelwagen für den Frachttransport hat ja meistens auch die weit beweglichere Postkutsche oder „Stage-Coach" aus dem Felde weichen müssen. Doch als Verbindungsmittel gar nicht weniger Plätze, welche nicht durch die Eisenbahn verbunden sind, hat sie noch genug zu bestellen! Und unter ihren Lenkern findet man noch immer Menschenoriginale, welche sich z. B. gelegentlich einen riesigen Spaß daraus machen, den furchtsamen Omnibuspassagier in tausend Aengsten zu jagen, indem sie um den Rand eines abschüssigen Hügels recht scharf herumsausen, — derart, daß das sechsspännige Gefährt sich nur noch auf zwei Rädern bewegt, während die zwei anderen in der Luft schweben, und die Insassen der Kutsche toll durcheinander geschüttelt werden, obwohl sie sich an ihren Sitzen festzuklammern suchen! Dazwischen knallt die lange Peitsche, als wäre sie in des Teufels Händen, und es schmettert von Commandorufen und Schimpfworten für die Bronchos. Da giebt es auffrischende Sportsübungen genug, ohne daß man die Kutsche zu verlassen braucht. Indeß leistet sich der Kutschenlenker solche Späße nur, wenn er kein Damenpublikum hat; denn galant zu sein vergißt er nie.

Oft auch, namentlich in kleinen Indianeransiedlungen, kann man noch andere ursprüngliche Transportmittel, von deren Existenz vielleicht Viele keine Ahnung mehr haben, in alltäglicher Anwendung finden. Darunter sind nicht nur alterthümliche Karren aller möglichen Art und Form — viele derselben von ihren Besitzern mit der Hand zusammengezimmert —, sondern auch bloße Schleif-Fuhrwerke; manche dieser bestehen nur aus ein paar „Cottonwood"-Stangen, deren eines Ende an ein Pferd gebunden wird, während das andere auf dem Boden über Stock und Stein nachschleift; oben sind sie noch durch irgend ein Querstück zusammengefügt. Dieses Transportmittel läßt sich höchstens noch mit dem Schleifen von Baumstämmen in Holzfällerlagern vergleichen; aber es leistet seine wichtigen Dienste.

In diesen selben Ansiedlungen kann man auch den alten indianischen Ersatz für die Kinderwägelchen noch in voller Glorie sehen, nämlich die Tragwiege, die unterwegs auf dem Rücken der Mutter befördert und sonst an einer Zeltstange aufgehängt wird, in beiden Fällen oft lustig hin und her geschwungen. Sie ist meistens ein Säckchen aus dünner Thierhaut, und bei wärmerem Wetter erhält der Säugling nicht einmal eine Decke. Einen malerischen Anblick bietet die Squaw auch, wenn sie das „Ki-ho" trägt, nämlich einen gewobenen Behälter zur Beförderung von Saatgetreide nach dem Felde oder von demselben; ihr rothhäutiger Gemahl ist währenddem mit anderen Feldarbeiten beschäftigt. An Indianern, die sich maschinengefertigte Transportmittel angeschafft haben, ist natürlich auch im Südwesten kein Mangel; doch giebt es noch ganze Gemeinwesen, auch in nächster Nähe der Eisenbahn, welche noch gar nicht von solcher neuzeitlichen Cultur beleckt sind. Ein nicht viel anderes Bild zeigen übrigens auch manche mexikanische Dörfer, resp. von Mexikanern bewohnte.

Und bei Allem, was man über den Niedergang des echten Cowboythums und der Freiweide gesagt hat: im großen Südwesten grasen noch Tausende und Abertausende von Stück Hornvieh auf Freiweiden, und hier, wenn irgendwo, ist der „Cow-Puncher" früherer Jahrzehnte noch in seiner ganzen Herrlichkeit lebendig zu sehen. Häufig kann man, ohne den Bahnzug verlassen zu brauchen, einen solchen unverfälschten Vertreter der wilderen Vergangenheit im vollen klassischen Aufputz mit dem mächtigen Sombrero u. s. w. dahergaloppiren sehen, als gehörte ihm die ganze Welt, und Lieder trällern hören, von denen hier eine Strophe in deutscher Uebertragung als Pröbchen folgen möge:

„Der schwarze Jokel den Rain ritt entlang,
Singend in lustigen Tönen;
Er sang und sang, bis der Wald davon klang,
Und er fing das Herz einer Schönen,
Und er fing das Herz einer Schönen."

Nicht alle Rindslümmel-Lieder sind indeß fröhlichen Inhalts; manche, besonders diejenigen, welche zur Nachtzeit beim einsamen Heerde-Umritt gesungen werden, sind ziemlich schwermüthigen Charakters und sprechen vom verlorenen Paradies der Kindeszeit daheim und von den Thränen und den Gebeten der guten Mutter um den wilden Knaben u. s. w. Auch religiöse Hymnen werden zu solchen Zeiten nicht ungern gesungen. Das Uebrige ist meistens Volkspoesie der Cowboys selbst, irgend einer bekannten Melodie angepaßt, und wie jeder Volkspoesie, fehlt es ihr nicht an Herzenstönen. Daß sie im Allgemeinen einen derben Anstrich hat, kann nicht Wunder nehmen; doch ist kaum irgend etwas Unanständiges darunter, und im Singen fluchen die Freiweide-Helden nicht.

Noch eine kleine Einschränkung ist aber auch bezüglich der „Unverfälschtheit" dieses Rindslümmelthums zu machen. Diese südwestlichen Cowboys (von denen übrigens wiederum die mexikanischen, mit schlafferem Temperament, zu unterscheiden sind) reiten gewiß noch so lustig, stolz und verwogen, wie in vergangenen Zeiten, durch das Leben und üben noch schwunghaft ihre klassischen Kunststückchen, welche zum Theil auch den Besucher großer Circusse in der Stadtwelt wenigstens in etwas gemilderter Nachahmung als Attraktion geboten werden, — aber so toll sie es auch noch treiben, sie sind doch nicht mehr ganz so gesetzlos, wie ehedem, sei dies nun Zwang oder freiwillige Anbequemung.

Sie leisten mit dem Lasso auf dem Rücken eines bockigen Bronchos noch immer schier Unglaubliches; und auf ihrer jährlichen „Spree" — die sie sich nicht nehmen lassen, obwohl mitunter auch bei ihnen Temperenzprediger ihre Stimme erschallen ließen — schießen sie noch immer gelegentlich in Städtchen in bekannter Manier, obzwar seltener, als früher: aber die Tage des Mordstrolchenthums sind doch ein gründlich überwundener Standpunkt bei ihnen. Es schießt auch jetzt manchmal ein Cowboy-Revolver nicht blos in die Natur oder in einen Wirthschaftsspiegel ein Loch, — aber Wüthteriche, welche aus Muthwillen oder bei jeder geringfügigen Veranlassung Andere niederschießen, leben nur noch im Andenken ihrer Kameraden und in den Groschennovellen fort. Es sind allerdings noch nicht viele Jahre her, daß Sheriffs und Polizeisoldaten durch den Kampf auf Leben und Tod gegen den einen oder anderen dieser Strolche in Athem erhalten wurden. Einer der letzten (und allerschlimmsten) Charaktere dieser Art war „Billy the Kid", der auf jedes Jahr seines Lebens mindestens einen Menschen in's Jenseits spedirt hat, bis endlich ihm, dem erst 21jährigen Burschen, der schneidige Sheriff Pat Garrett das Gleiche that. Solche Charaktere, oder ihre Bethätigungen, sind wohl für immer unmöglich geworden: denn der eiserne Arm des Gesetzes reicht auch dahin, wohin die modernen Verkehrs-Einrichtungen noch nicht reichen!

Sonst aber hat sich, wie gesagt, die alte Zeit noch immer an gar manchen Orten unverwüstlich bewahrt, und nicht Dichter und Romanschreiber allein würden es lebhaft bedauern, wenn sie auch aus diesen letzten Zufluchtsorten verschwinden sollte, — was aber unvermeidlich sein wird, wenn sie keine praktischen Lebensaufgaben mehr zu erfüllen hat. Eine große Einwanderung nach Südwesten hin könnte einer der mächtigsten Faktoren ihres Unterganges werden!

Daisy.

Novellette von Josephine Siebe.

Die Zimmer lagen nach dem Garten hinaus.

Mr. Richard, der Impresario, hatte es dringend gewünscht, er fürchtete, der von unten heraufdringende Straßenlärm könnte seine kleine Pflegebefohlene stören, die zarten Nerven des Kindes mußten geschont werden und in den Stunden, die dem Auftreten Daisys vorangingen, herrschte stets eine feierliche Stille, auf den Fußspitzen schlich die Zofe einher und selbst Mrs. Hubertson, die Erzieherin, wagte kein lautes Wort.

Sie war, trotzdem sie kaum zehn Jahre zählte, schon eine ruhmgekrönte Künstlerin, die kleine blonde Daisy. Wenn sie in ihrem weißen Kleidchen, die braune Geige im Arm, das Conzertpodium betrat, dann umbrauste sie ein Beifallssturm, und spaltenlange, lobende Kritiker berichteten in den Blättern von ihrem Auftreten. Man umschmeichelte die kleine Künstlerin, ihr Lächeln, das selten genug das blasse Gesichtchen erhellte, erregte Entzücken, ein Wort von ihr wurde colportirt wie das Wort eines Herrschers, und wie eine Blumenfee stand sie manchmal zwischen all den duftigen Blüthen, die man ihr unter jubelndem Beifall zugeworfen hatte. Eitle Mütter ordneten die Haare ihrer Töchter so wie Daisy ihre Locken trug, jungen Musikschülern wurde Daisys Name zu einer Beschwörungsformel, und kleine Mädchen erzählten sich voll Neid untereinander: daß Daisy ein Leben wie eine Prinzessin führe, daß sie nur lichte Kleider trage, eine eigene Zofe habe, nie zur Schule zu gehen brauche, ja sogar an Fürstenhöfen empfangen würde, und der Wunsch: auch eine Daisy zu werden, brannte in den jugendlichen Herzen.

Bis zum Beginn des Concertes, in dem Daisy auftreten sollte, waren noch einige Stunden Zeit, und Mr. Richard, den Daisy Onkel nannte, mahnte die Kleine zärtlich besorgt, sie solle sich noch etwas ausruhen, und so ließ man sie allein in dem hohen, stillen Hotelzimmer. Aber heute war Daisy nicht müde wie sonst so oft, das Buch, in dem sie lesen sollte, langweilte sie, und sie sprang auf und trat an das Fenster und sah hinab auf die dürftigen Großstadtgärten, die dort unten von hohen Häusern umschlossen lagen. Es war ein Märztag, eine linde weiche Luft wehte draußen und das selige Ahnen von des kommenden Frühlings Liebe schwellte die Knospen der Bäume und Sträucher, einige blasse, zarte Krokusblüthen schmückten hier und da die braune Erde und inmitten eines Gartens, auf besonders sonnigem Platz, stand ein grün schimmernder Stachelbeerstrauch, als sei ein grüner Flor über ihn gebreitet, so licht, so zart war seine Färbung. Doch Daisys Kinderaugen hatten keinen Blick für diese, in der düsteren Umgebung sich heimlich offenbarende Schönheit, ihr kam auch nicht die Erinnerung an die ferne Heimath, an jene Tage, als sie mit den Geschwistern über grüne Wiesen gelaufen war, so fern lag jene Zeit; nur das Geld, das Mr. Richard von Zeit zu Zeit in Daisy's Heimath sandte, war noch das einzige Band, das das Kind mit dem Elternhause verknüpfte.

Nicht die Blumen, nicht der grünende Busch lockten Daisy, träumerisch ruhten ihre Blicke auf einem kleinen Mädchen, das in einem der Gärten einen Puppenwagen auf und ab fuhr, mitunter nahm sie ein rosa gekleidetes Puppenkind aus dem Wagen und drückte es zärtlich an sich, hell schien die Sonne auf die kleine Gruppe, und das rothe Kleid der Kleinen flammte wie lohendes Feuer. Daisy konnte sich kaum erinnern, eine Puppe besessen zu haben, einmal hatte man ihr eine geschenkt, und ihre Freude darüber war so groß gewesen, daß sie in der Uebungsstunde zerstreut gewesen war, am anderen Tage war die Puppe verschwunden, und Mr. Richard hatte lächelnd gesagt: „eine Künstlerin spielt nicht mit Puppen."

Daisy preßte das Gesichtchen fest gegen die Scheiben, wie erdrückend doch die Einsamkeit des großen Zimmers war, eine jähe Sehnsucht ergriff sie, hinunter zu eilen und sich das kleine Mädchen und die Puppe in der Nähe anzusehen. Aber sie durfte ja nicht, durfte nie mit Kindern spielen, sie war ja ein Wunderkind, das sagte man ihr immer, als Trost, als Vorwurf, wenn sie die vielen Uebungsstunden langweilig fand.

Die Kleine seufzte, in ihren Füßchen zuckte es; wenn sie ganz heimlich nur wenige Minuten in den Garten lief? Schon stand sie an der Thür und lauschte.

Draußen war alles still, entschlossen öffnete Daisy die Thür und huschte mit flüchtigen Schritten den Corridor entlang, die Treppe hinab. Unten begegnete ihr ein Kellner, und sie erschrak, doch rasch gewann sie die Sicherheit des verwöhnten Kindes wieder und sagte herrisch: „Ich will in den Garten!" Bereitwillig wies ihr der Diener den Weg, und wenige Minuten später stand Daisy, athemlos von der raschen Flucht, vor der kleinen Puppenmama und sagte befehlend: „Ich will deine Puppe sehen!" Verwundert starrte Trudel, das Portierskind, auf das schöne weißgekleidete Mädchen, ob das wohl eine Prinzessin war? Zögernd, verlegen forschte sie: „Wer bist du denn?"

Daisy musterte hochmüthig die Fragerin, noch nie hatte sie jemand nach dem Namen gefragt, man kannte sie immer, und kurz und abweisend sagte sie: „Ich bin Daisy, wie heißt du?"

Trudel, von ihrer Mutter zur Höflichkeit erzogen, knickste so tief und ehrfurchtsvoll, daß ihre Röckchen den Boden berührten und stammelte erröthend: „Trudchen Müller!" Und dann halb stolz, halb jaghaft die Vorhänge des Puppenwagens lüftend, zeigte sie auf ihr wächsernes Kind: „Es schläft," sagte sie wichtig.

Daisy neigte sich neugierig über die Puppe, die ihre runden Augen geschlossen hatte und im rosa Kleid und Federhut, strahlend vor Gesundheit, in ihrem Bettchen lag. „Gib ihr doch einen Kuß," forderte Trudchen zärtlich auf.

Einen Kuß geben und noch dazu einer Puppe! Daisy war es gewöhnt, daß man ihr Händchen küßte, und man hatte vor einiger Zeit viel über ihr energisches: „ich mag nicht küssen" gelacht, mit dem sie den Kuß eines sehr hochstehenden Herrn ablehnte, und doch küßte sie nun das rosige Wachsgesicht. Trudel, mit der Eigenart ihres Kindes vertraut, kippte in diesem Augenblick den Wagen ein wenig und klapp — schlug die Puppe ihre runden, blauen Augen auf. Wie drollig das doch war! Daisy lachte, silberhell wie das Läuten eines feinen Glöckchens klang ihr Lachen, und Trudchen Müller fiel kräftig und jauchzend ein, und dies heitere Lachen verscheuchte alle gegenseitige Befangenheit. Trudchen nahm die Puppe aus dem Wagen, und Daisy bewunderte rückhaltlos alle Reize dieses Kindes, mit leuchtenden Augen erzählte Trudchen: die Puppe sei das Geschenk eines sehr reichen Onkels, ihr Name sei Melanie, und man könnte sie an- und ausziehen und, um dies gleich zu beweisen, setzte sie sich auf eine Gartenbank und begann vor den Augen der erstaunten Daisy die Puppe zu entkleiden, bis diese im Glanz ihres weißen Lederkörpers sich den bewundernden Blicken zeigte. Aber die Furcht, Melanie könnte sich erkälten, trieb die besorgte Mama, sie wieder anzuziehen, großmüthig jedoch überließ sie Daisy dies Geschäft, und die schlanken feinen Finger der kleinen Künstlerin streiften nun Melanie die Röckchen und Höschen über, jedes Kleidungsstück wurde dabei noch einmal bewundert, und Trudel quiekte und purzelte vor Lachen über Daisys Ungeschicklichkeit. Alle Scheu vor dem schönen fremden Kinde wich von der kleinen Puppenmama, sie erzählte, daß sie acht Jahre alt sei und daheim noch eine Tilla, eine Rosa und einen Franz habe, die aber von Melanie an Schönheit weit übertroffen würden.

Und Daisy lauschte entzückt, wie ein Märchen klang ihr alles, ihre Bäckchen glühten, sie vergaß das Concert, vergaß, daß sie ein Wunderkind war, und spielte mit Trudchen Müller und dem Puppenkind. Wie im Fluge verging die Zeit, die Kinder merkten gar nicht, daß die Dämmerung sich mit leisen Schritten nahte, und erst der zornige, erstaunte Ruf: „aber Daisy!" weckte sie aus dem Traum ihres Spieles. Das helle Roth auf Daisys Wangen erblich, das heitere Lächeln schwand aus ihren Zügen, da stand der Onkel und seine Augen sahen sie gerade so durchdringend an wie in den endlosen Stunden, die Daisy auf ihrer Geige üben mußte.

„Komm!" Mr. Richard erfaßte die Hand des Kindes, und willenlos folgte ihm die Kleine, sie wagte es nicht einmal, von der rasch gewonnenen Freundin Abschied zu nehmen, nur einen letzten sehnsüchtigen Blick warf sie auf Melanie, die steif und stumm im Wagen saß, ein heißer Schmerz wallte in dem Herzen des Kindes auf und in jäh erwachtem Trotz riß sie sich auf der Treppe los: „Ich will zurück!" Mr. Richard lächelte spöttisch nachsichtig und sagte dann leise aber eindringlich: „Du, eine Künstlerin, willst mit einem Portierskind mit Puppen spielen?"

Daisy wurde blutroth und folgte stumm ihrem Führer. Niemand schalt sie, jede Aeußerung von Zorn, jedes heftige Wort wurde vermieden, die Kleine könnte sich aufregen, könnte nicht wie sonst spielen, beherrschte den Aerger ihrer Erzieher. Willenlos ließ Daisy sich ankleiden, still und blaß fuhr sie mit ihrem Begleiter zum Concert; der Beifall, der sie empfing, entlockte ihr kein Lächeln und gleichgültig schweiften ihre Augen über all die fremden Menschen hin.

Sie setzte den Bogen an und begann zu spielen. Eine fast heilige Stille ringsum. Reine, klare Töne entlockte die Kleine der braunen Geige, aber Mr. Richard wurde unruhig, Daisy spielte nicht wie sonst, er fühlte es, sie war zerstreut, nervös; erregt kaute er an den Spitzen seines dünnen gefärbten Bärtchens, gerade hier in L. war die Kritik besonders gefürchtet, hier pochte man auf den ererbten Ruf, die erste Musikstadt der Welt zu sein, und ein Mißerfolg hier bedeutete ernsten Schaden.

Und Daisy spielte weiter, und auf einmal war es ihr, als hörte sie Trudels helle, jauchzende Stimme, sie sah Melanies rundes Puppengesicht vor sich und eine große Sehnsucht nach beiden erfaßte sie, nach dem Spiel in dem Gärtchen; ihr kleines Herz erschauerte in Weh, und diese Sehnsucht, die verhaltenen Kinderthränen klangen wieder in den Tönen der Geige. Sie weinte und klagte, und ergriffen, erschüttert lauschte das Publikum, die Herzen bebten mit, Thränen traten in die Augen, aber niemand verstand das große, lastende Kinderleid.

Mr. Richard nickte zufrieden, sein Blick streifte das Gesicht eines besonders gefürchteten Kritikers, und er lächelte: ein großer Erfolg.

Immer und immer wieder mußte Daisy sich verneigen, man jubelte ihr zu, reichte ihr Blumen, und Daisy dankte, und ein wehes, müdes Lächeln zitterte um den kleinen Mund; eine Ahnung dämmerte in ihr auf von dem tiefen Schmerz, den ihr einst die Erkenntniß bringen würde, daß man sie um das Köstlichste im Leben betrogen hatte, um das Paradies ihrer Kindheit, mit seiner thörichten Glückseligkeit.

Sie braucht keinen Schutz!

Schauplatz: einer der Wiener Bahnhöfe. In der Ankunftshalle erwarten zwei einfach gekleidete Damen die ankommenden Reisenden. Die Damen stehen im Dienste jener Bahnhofmission, die sich die Aufgabe stellt, jungen und unerfahrenen Mädchen vom Lande, die mutterseelenallein die Riesenstadt betreten, um dort Unterkommen und Arbeit zu suchen, schützend zur Seite zu stehen, sie vor den Gefahren der Großstadt zu warnen und zu schützen. Der Strom der Reisenden ergießt sich nach der Halle, dem Ausgang zu. Mitten drin schreitet ein Mädchen mit ziemlich jugendlichen, hübschen Zügen, halb ländlich, halb städtisch gekleidet. Den Kopf bis in die Stirn hinein bedeckt ein wollener Shawl, der das Antlitz vor allzu neugieriger Musterung schützt. In der Hand einen großen Pappkasten tragend, schreitet sie müde, fast schläfrig dahin, so daß man in ihr leicht „Eine vom Lande" vermuthen kann. Eine der Damen hat sich an das Mädchen herangemacht:

„Sie erlauben, Fräulein, Sie sind wohl fremd hier? Nehmen Sie die Frage nicht übel. . . Sie suchen wohl einen Posten?"

„Nein, Posten hab' ich ja. . . aber Unterkunft, nun, die muß ich mir erst suchen. Uebrigens. . . warum interessiren Sie sich für mich?"

„Ja, wissen Sie, liebes Kind, Wien hat doch seine Gefahren für ein Mädchen, das aus der Fremde kommt und ganz allein dasteht. Wenn Sie für die ersten Tage Schutz brauchen oder wünschen. . ."

„Ach so, ich verstehe. . . Ich danke sehr, brauche keinen Schutz."

Die Dame ist etwas verblüfft, so kurz angebunden hatte sie wohl noch keine Schutzbedürftige gefunden. Zu einer Frage noch drängte es sie:

„Sehr selbstbewußt, liebes Kind, aber sagen Sie mal. . . was sind Sie denn eigentlich?"

„Thierbändigerin", war die Antwort, und damit war die Zwiesprache auch beendet.

Blondes Haar.

Blond ist bekanntlich die deutsche Nationalfarbe. Ein Heldentenor, der den „Siegfried" mit schwarzem Bart sänge, wäre unmöglich. „Gretchen" und „Käthchen" von trotziger moderner Art haben es zuweilen versucht, ihr schwarzes Rassehaar auch bei Goethe und Kleist auf der Bühne zur Geltung zu bringen, aber sie hatten kein Glück damit und ich kenne mehrere, die dann wieder demüthig zu den blonden Zöpfen zurückkehrten. Blond und deutsches Wesen gehören nun einmal zusammen und diese Empfindung, immer wieder gestärkt durch Kunst und Literatur, ist auch heute noch so kräftig, daß uns in vielen Fällen die „unpassende Haarfarbe" stört, obwohl wir jetzt viel reisen und eigentlich die Wahrnehmung machen mußten, daß auch in vielen „schwarzen Ländern" die blonde Haarfarbe auffallend oft vorkommt, während sie andererseits bei uns immer seltener zu werden scheint. Allerdings werden solche Beobachtungen häufig durch die tiefere Erkenntniß corrigirt — daß nicht alles Gold ist, was glänzt.

Eine Zeit lang war in der eleganten Pariser Welt, in den entsprechenden Kreisen der italienischen Großstädte, in Madrid, in Bukarest u. s. w. Blond geradezu die herrschende Modefarbe. „Blond muß sie sein", war das Machtwort, dem alles gehorchte. Weniger bekannt aber ist es, daß sogar unzweifelhaft blonde Herren verhältnißmäßig recht oft Schwarzfärber sind. Und zwar geschieht das aus zwei Gründen. Einmal in Anbetracht der Schnurrbartmode unserer Tage. Ein blonder Schnurrbart muß schon recht stattlich sein, wenn er „wirken" soll, ein schwarzer wirkt auch bei bescheidenem Haarwuchs. Abgesehen davon aber, hat es mit dem Blond noch eine besondere Bewandtniß. Es hat hunderterlei Nuancen und darunter so köstliche, daß ein Malerherz schon bei dem Anblick solchen Haares in Enthusiasmus gerathen kann.

Gewisse Arten des Blond gehören zu den entzückendsten künstlerischen Leistungen der Natur. Diese gefällt sich aber bei der Produktion des Blondhaars in einer geradezu wunderbaren Vielseitigkeit und ebenso zahlreich wie die Nuancen in schönem Blond sind, sind die in — häßlichem. Zu meinen Bekannten zähle ich einen Herrn, dessen natürliches Blond so abscheulich war, daß ich seine Schwarzfärberkunst gar nicht tadeln mag. Er gehört auch zu den Leuten, die sonst nicht eitel sind, aber über dieses Blond kam er doch nicht hinweg. So mag in unseren Tagen nicht blos die zunehmende Rassenmischung, sondern auch das wieder stark zunehmende Interesse für künstlerische Menschenverschönerung dazu beigetragen haben, um das Weltbild, soweit es sich um blonde und schwarze Haare handelt, etwas zu verwirren.

Daß wir aber die Zusammengehörigkeit von „Blond" und „Deutsch" oder doch wenigstens „Germanisch" überschätzen, wird jeder bezeugen, der romanische Länder bereiste und sich dabei nicht blos auf die großen Städte und deren Umgebung beschränkte. In Frankreich, Italien und auch in Spanien giebt es große Landstriche, wo die ländliche Bevölkerung vorwiegend blondes Haar hat. Das erklärt sich freilich dadurch, daß die Romanen ja Mischvölker sind und daß sich in den genannten drei Ländern auch sonst noch genug Erinnerungen an die germanischen Stämme finden, die zur Zeit der Völkerwanderung erobernd bis nach dem äußersten Süden Europas, ja sogar bis hinüber nach Afrika drangen. Aber auch sonst kommt das blonde Haar häufiger vor, als man gewöhnlich annimmt. Zum Beispiel unter den Juden, in Ungarn und unter asiatischen Völkern, unter denen man es am wenigsten vermuthen würde. Es fehlt auch in China nicht und unter den Mandschus giebt es einige Stämme, bei welchen blondes Haar und blaue Augen häufig sind. Bei den Kirgisen, die vermuthlich durch Vermischung vorwiegend blonder mittelasiatischer Stämme mit Osmanen entstanden, sind rothe Haare und blaue oder grüne Augen auch heute nicht selten.

Ein Denkzettel der Jenny Lind.

Eine Anekdote von der Jenny Lind erzählt eine Freundin der berühmten Sängerin in einer englischen Zeitschrift. Jenny Lind hatte sehr viel unter Belästigungen neugieriger Touristen auf ihrem Besitzthum Malvern Hills zu leiden. Eines Tages wurde sie auch von einer größeren Gesellschaft Ausflügler heimgesucht, die die Sängerin bei ihren Spaziergängen im Parke und in der Umgebung von Malvern Hill durch allerlei Indiskretionen geradezu drangsalirte. Jenny, die sich keinen Rath mehr wußte, beschloß, die Gesellschaft zu empfangen und ihr einen gehörigen Denkzettel zu ertheilen. Als alle im Empfangssalon versammelt waren, begann Jenny Lind die Vorstellung mit folgenden Worten: „Meine Herrschaften, geben Sie genau Acht! Hier zunächst meine Ansicht en face, dann im Profil, und nun die — Rückansicht." Damit rauschte sie hinaus und ließ die verdutzten und beschämten Neugierigen stehen.

— **Stoßseufzer einer alten Jungfer.** „Früher waren die Männer heirathslustig, jetzt machen sie sich bloß über das Heirathen lustig!"